

Hirtenvolk an Sandstränden

Sardinien solle sich der Schweiz anschliessen, fordert Enrico Napoleone. Seine Bewegung Canton Marittimo zählt Tausende von Unterstützern. Wie die Schweizer stammen die Sarden von misstrauischen Berglern ab.

Von Peter Keller



Weder Fischer noch Seefahrer: Initiant Napoleone auf Sardinien.

Wie ein Che Guevara oder sonst ein wilder Revoluzzer sieht Enrico Napoleone definitiv nicht aus, der Mann, der Sardinien von Italien abspalten und als «Canton Marittimo» der Schweiz anschliessen möchte. Uns erwartet ein freundlicher Herr mit graumeliertem Vertrauenswürdigkeit und Brille, pünktlich wie eine Schweizer Uhr.

Vom Hafen Cagliari führen verwinkelte Gässchen durch die Altstadt hinauf ins ehemalige Regierungsviertel. Hier oben thronen vierhundert Jahre lang die spanischen Herren in ihren Residenzen, umgeben von Bastionen und Türmen. Abends wurden die Tore verschlossen, und alle Sarden hatten das Viertel bis zum nächsten Tag zu verlassen. Wer nicht rechtzeitig draussen war, wurde über die Mauer des *castello* gestürzt. «Foras los Sardis!» (Sarden raus!) hiess diese Regelung. Heute lautet der Wunsch der Gruppe Canton Marittimo, möglichst rauszugehen aus Italien.

Enrico Napoleone und sein Mitinitiant Andrea Caruso verstehen ihr Projekt als Bewegung. Das Ziel ist eine umfassende Reform des politischen Systems nach schweizerischem Vorbild. Aber wie kommt ein Inselvolk ausgerechnet auf die Idee, einem alpin geprägten Binnenstaat nahezufern zu wollen? Napoleone lacht und erzählt, wie sie vor fünf Jahren von einem befreundeten indischstämmigen Unternehmer erfuhren, dass dieser eine grössere Investition hier auf Sardinien

en tätigen wollte. Er und Caruso dämpften seine Euphorie und warnten ihn vor den Untiefen der italienischen Bürokratie. Der Inder meinte grinsend und mit Blick auf seine Heimat, er wisse sehr wohl mit solchen Hürden umzugehen.

Lieber nicht zu Deutschland

Ein paar Monate später – die drei Männer treffen sich in einem Café am Rande der Altstadt – war die Stimmung deutlich nüchterner. Das Investitionsprojekt war am trägen, unfähigen Staatsapparat gescheitert. Der indische Geschäftsmann schlug halb verzweifelt, halb im Spass vor, Sardinien solle sich besser von diesem Moloch Italien befreien und Deutschland anschliessen, dort seien Politik und Verwaltung viel effizienter. Man diskutierte weiter, bis sich auf einmal eine Person am Nebentisch höflich einmischte, ein Deutscher. Er habe zufällig die Geschichte mitbekommen und sei mit allem einverstanden. «Nur würde ich mich nicht Deutschland anschliessen», meinte er, sein Heimatland sei in den letzten Jahren immer bürokratischer geworden. «Wenn schon, würde ich mich an der Schweiz orientieren.» Ein Inder und ein Deutscher brachten zwei Sarden dazu, ihr Projekt Canton Marittimo zu starten.

Die kulturelle Differenz zwischen der Schweiz und Sardinien ist weniger abenteuerlich, als man vermuten würde. Obwohl die Insel mitten im Meer liegt, sind die Sarden weder

Fischer noch Seefahrer. Die traditionelle Küche ist bäuerlich und von den Produkten des Landesinneren geprägt. «Lern dieses Volk der Hirten kennen», heisst es in Schillers «Wilhelm Tell». In Sardinien ist die Hirtenkultur Teil der Identität geblieben. Auf einen Einwohner kommen zwei Schafe; der würzige Herbe Pecorino, hergestellt aus Schafsmilch, ist so etwas wie der sardische Emmentaler.

Das unwegsame und bis fast zweitausend Meter hinaufreichende Gebirge im Zentrum ist das Réduit der Sarden. Die Küsten gehörten den Invasoren – und diese kamen verlässlich und unter immer neuen Flaggen. Die Römer und später Byzanz lösten die nordafrikanischen Karthager ab, es folgte die Zeit der Plünderungen durch Piraten und Araber, im 14. Jahrhundert unterwarfen die Spanier die Insel, bis schliesslich nach einem kurzen österreichischen Intermezzo das Herrscherhaus Savoyen die Macht übernahm. 1861, im Zuge der Einigung Italiens, wurde Sardinien Teil des neu entstandenen Nationalstaates. So plapperig und zugänglich wie ihre Landsleute vom Kontinent sind die Sarden jedoch nicht. Sie wirken wie Italiener, denen man die Lautstärke zurückgedreht hat. «Wir sind tatsächlich eher misstrauisch», stimmt Alessio zu, der im Tourismus arbeitet. «Das hat mit unserer jahrhundertelangen Erfahrung zu tun. Wer über das Meer kam, kam nicht, um uns ein *caramello* zu schenken. Es waren Invasoren.» Die heimische Bevölkerung verzog sich in die Berge. So hat man sich auch den modernen Invasoren, den Touristen, nur zögerlich geöffnet. Die Insel Malta mit ihren 316 Quadratkilometern verzeichnet im Jahr mehr Übernachtungen als ganz Sardinien mit seinen über 24 000 Quadratkilometern.

Aber weshalb wollen Napoleone und seine Mitstreiter nicht die volle Unabhängigkeit wie ihre korsischen Cousins im Norden? Die Sarden seien zu lange von Fremden dirigiert worden, das habe sich in der Mentalität abgelagert. «Diese passive Haltung zeigt sich auch im generell wenig ausgeprägten Unternehmergeist», ergänzt Alessio selbstkritisch, der aus dem Westen Sardinien stammt. Dort hatte Mussolini 1928 eine Stadt gegründet und zweitausend Norditaliener aus dem Veneto angesiedelt. Die Gegend um Arborea zählt heute zu den wirtschaftlich stärksten Regionen der Insel. Insofern setzt auch das Projekt Canton Marittimo die historische Kontinuität fort: Man will nicht unbedingt keine Herren, aber andere, wenn möglich bessere. ○